

# 40 Jahre Rätoromanisch als vierte Landessprache

*Eine Besinnung von Alexi Decurtins*

*Am 12./13. November 1976 fand im Stapferhaus auf der Lenzburg eine Tagung statt, die der sprachlich-kulturellen Lage Graubündens gewidmet war. Vertreter aus Graubünden und der übrigen vielsprachigen Schweiz beschäftigten sich mit dem Thema »Das Territorialprinzip im dreisprachigen Graubünden«. Unter kundiger wissenschaftlicher Leitung (Prof. Dr. Adolf Kägi) wurde die staatspolitische Frage diskutiert, inwieweit das in der Bundesverfassung implizit verankerte Territorialprinzip, auf die sprachlichen Verhältnisse Graubündens bezogen, realisiert werden kann.*

*Junge Romanen sehen in der genauen Umschreibung des Sprachgebietes eine taugliche Maßnahme, um das ständig abbröckelnde Stammgebiet der Rätoromanen zu schützen. Eine solche Stabilisierung der Sprachgrenzen wäre nach ihrem Dafürhalten auch eine Voraussetzung, daß die vielfältigen kulturellen und sprachpolitischen Bemühungen überhaupt zum Tragen kämen.*

*Daß diese Frage seit der Nachkriegszeit immer wieder gestellt wurde und daß sie erneut die Gemüter bewegt, zeugt dafür, daß die sprachlich-kulturelle Situation in Graubünden sehr verwickelt ist. Dem ersten Referenten (Prof. Dr. Alexi Decurtins) war es aufgetragen, den Boden für eine möglichst umfassende Diskussion vorzubereiten. Seinen Ausführungen zum Thema »Wesen und Problematik des Rätoromanischen« entnehmen wir nachstehend einen gedrängten Auszug, der einige der besonderen Schwierigkeiten des Rätoromanischen in Graubünden beleuchtet.*

*Gleichzeitig ergeht seitens der Redaktion die Einladung an alle jene, die sich zu diesem interessanten Thema äußern wollen, dies in einer der nächsten Nummern der »Ladinia« zu tun.*

## *Ein Wunder auf Zeit*

1985, also in wenigen Jahren, werden es zwei Jahrtausend sein, seitdem die Römer Rätien als Durchgang und Pforte zum freien Germanien erobert haben. Von da an breiteten sich lateinisches Erbe und lateinische Kultur aus. Sie wurden später durch das Rätoromanische abgelöst. Obwohl das Latein in Rätien schon zu Beginn unter einem ungünstigen Stern stand, weil das Römische Reich bald nach der Eroberung Rätiens sich aufzulösen begann, hat es sich in gewandelter Form bis auf den heutigen Tag erhalten. Ein kleines Wunder, das der Walserforscher Paul Zinsli irgendwo in die Worte zusammenfaßt: »Unsere Rätoromanen aber haben uns mit ihrem Beispiel gezeigt, daß Sprachschicksale nicht einfach naturgesetzlich unaufhaltsam sich erfüllen müssen, sondern daß der Wille des Menschen auch für Sein und Gestaltung der Sprache entscheidend ist!« Das ist für uns schmeichelhaft. Ist aber dieser Wille wirklich so entscheidend? Warum dann das Gerede:

Erlischt diese kleine Alpensprache in einer vielschichtigen Gesellschaft, wo der wirtschaftlich Stärkere, wer immer er sei, den Ton angibt? Kann man sie durch irgendwelche Maßnahmen wirtschaftlicher und kulturpolitischer Art am Leben erhalten? Wird es möglich sein, die Sprache, die von den Sprachträgern schon seit Jahrhunderten, sobald sie über den Alltag hinaus ausstrahlen sollte, als 'mangelhaft, knapp, kärglich' empfunden wurde, so auszustatten, so zu erweitern und zu pflegen, daß sie den Romanen das Gefühl und die Sicherheit gibt, sie vermöge die »moderne«, durch Technik, Wissenschaft und Wirtschaft und durch deren Auswirkungen geprägte Welt einzufangen und auszudrücken? Und wenn das gelingt: Kann man den

Romanen, die, so wie die Dinge liegen, drei- bis viersprachig aufwachsen (romanische Mundart, schriftsprachliches romanisches Idiom; alemannische Mundart, deutsche Hochsprache) zumuten, daß sie von sich aus und bewußt zusätzliche Anstrengungen unternehmen, um den drohenden Zerfall aufzuhalten?

Eine gültige Antwort auf diese Fragen ist nicht einfach. »Die Romanen selber«, so heißt es mancherorts in vereinfachender Weise, »sie allein entscheiden über das Schicksal ihrer Sprache«. Unnötig zu sagen, daß diese Behauptung in völlig veränderten Verhältnissen (Niedergang des Bauerntums, Entvölkerung der Bergtäler, Ueberalterung der Bevölkerung in abgelegenen Gemeinden, Mobilität der Arbeitskräfte, Massentourismus, Einfluß der Massenmedien) mehr als fragwürdig ist. Von den rund 50 000 Romanen lebt schon heute ein gutes Viertel außerhalb der romanischen Stammlande, insbesondere in den Städten (Chur, Zürich). Andererseits erhielten wirtschaftlich aufstrebende Regionen und Gemeinden (Oberengadin, Domat/Ems usw.) innerhalb kurzer Zeit einen Zuwachs an Bevölkerung, der die Zahl der einheimischen Romanen um ein Vielfaches überstieg. Diesen Zustrom sprachlich zu assimilieren ist ein schier aussichtsloses Unterfangen.

#### *Fehlende Einheit: Schwäche oder Stärke?*

Das Rätoromanische ist nicht nur ein Problem für die Romanen selber, es ist es auch für die Nichtromanen. Der Außenstehende wird dessen spätestens gewahr, wenn er den Einstieg ins Rätoromanische versucht, wenn er sich entscheiden muß, ob er surselvisch (sursilvan), mittelbündnerisch (sutsilvan), oberhalbsteinisch (surmiran) oder engadinisch (ladin) lernen will. Diese Aufteilung in Sprachblöcke ist immerhin für den Deutschschweizer, der mit der auch literarisch zum Ausdruck kommenden Gliederung der schweizerdeutschen Mundarten vertraut ist, nicht besonders verwunderlich. Die Frage einer gemeinsamen Schriftsprache hat die Romanen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts kaum beschäftigt. Eine Wende trat mit dem Erscheinen der ersten praktischen Wörterbücher ein. Otto Carisch, Verfasser eines romanisch-deutschen Wörterbuches (1848), das u. a. die Hauptidiome Surselvisch und Engadinisch berücksichtigte, war der Ansicht, eine gemeinsame Schriftsprache lasse sich kaum je bewerkstelligen. Dagegen räumte er einer sprachlichen Annäherung durchaus eine Chance ein. Diese Annäherung (*avischinaziun*) sei möglich und wünschenswert. Es war eine vernünftige Idee, die in den sechziger Jahren neuen Kurswert erhielt und die im Zusammenhang mit den Bemühungen um Neuschöpfungen und mit den Bedürfnissen der im Alltag wirkenden Massenmedien zu guten Ergebnissen geführt hat. Später (1863) folgte ein weiterer Anlauf zur Schaffung einer Einheitsschriftsprache durch den Kantonsschullehrer G. A. Bühler. Auch dieser scheiterte. Ebenso haben die im letzten Jahrzehnt unter dem Etikett » Interru- mantsch« laufenden Bemühungen bislang wenig Wirkung gezeitigt.

Die Sprachforscher haben früh erkannt, daß die Zugeständnisse, die ein jedes Idiom an eine künstliche gemeinsame Schriftsprache machen müßte, in keinem Verhältnis stünden zu dem, was dabei an positiven Werten herauszuschauen würde. Zweifellos würde das Rätoromanische mit einer einzigen Schriftsprache nach außen hin besser dastehen. Es würde dadurch möglicherweise an Durchschlagskraft und Widerstandskraft gewinnen und könnte so die zersplitterten Kräfte sammeln und besser koordinieren. Bei tieferer Einsicht in das Leben der Sprache erscheinen aber diese an sich wichtigen Beweggründe doch nicht stichhaltig.

Die Regionalsprachen (ich meine hier die jahrhundertalten schriftsprachlichen Idiome Romanischbündens) haben in ihrer Art die Lebensdauer der Mundarten in erheblichem Maße verlängert. In ihrer Ausformung nahe an der Mundart und am gesprochenen Wort, das die Leute in der Schule und in der Kirche sowie in der Öffentlichkeit hörten und lasen, gaben sie

dem Sprachträger (nicht zuletzt dem Schulkind) das Gefühl des Geborgenseins. Sie haben uns die faszinierende natürliche Vielfalt sprachlicher Erscheinungsformen bis auf unsere Tage überliefert. Zudem bilden die romanischen Sprachräume noch heute keine geschlossenen Kammern. Sie wirken eher wie kommunizierende Gefäße; ein Austausch unter ihnen ist jederzeit möglich.

#### *Gemeinsame Sorgen sprachlicher Minderheiten*

Sieht man sich in Europa etwas um, so kann man feststellen, daß sich die sprachlichen Minderheiten überall mit den gleichen Problemen herumschlagen. Sie sind mit einer artsverwandten oder wesensverschiedenen Sprache mit größerem kulturellem und sozialem Prestige konfrontiert, die sie erlernen müssen, und von der sie so oder so nachhaltig beeinflußt werden. Das Verhältnis der Bewohner zur angestammten Sprache ist wenig gefestigt und unterliegt beträchtlichen Schwankungen. Es fehlt ihnen ein eindeutiges kulturelles Kristallisations- und Ausstrahlungszentrum. Die Minderheiten tun sich schwer damit, ein Mindestmaß an schriftsprachlicher Einheitlichkeit zuwege zu bringen.

Viele Schwierigkeiten rühren daher, daß man die an sich schon umstrittenen Normen und Fesseln der bewunderten Großsprache wahllos übernimmt, statt der freien Entfaltung der verfügbaren Kräfte möglichst großen Spielraum zu geben. Es kommt daher nicht von ungefähr, daß die »Regionalisierung« der Minderheit, wie sie sich in Romanischbünden seit Jahrhunderten in organischer Weise herausgebildet hat, auch bei anderen europäischen Minderheiten (z. B. bei den Okzitanen) Beachtung und Nachahmung findet.

Andererseits ist nicht zu verkennen, daß zentralistisch organisierten Ländern angesichts der eigenen starken Minderheiten das Ueberleben der Rätoromanen wenig gelegen kommt. Die Beunruhigung geht manchmal so weit, daß man diese Minderheiten beschwört, ja nicht den Weg der Romanen Graubündens zu gehen, d. h. ja nicht die bescheidenen Regionalsprachen als eigentliche Sprachen zu betrachten. Die Anerkennung des Rätoromanischen als vierte Landesprache im Jahre 1938, so mahnt der bedeutende Linguist Giuseppe Francescato in einer friaulischen Zeitung, habe geradezu dessen Auflösung beschleunigt. Man sieht nur schwer ein, was die Anerkennung des Rätoromanischen mit dessen Rückgang zu tun haben könnte. Versucht man diesen Einwand trotzdem zu verstehen, so könnte die Einsicht darin liegen, daß man der Regional- oder Kleinsprache nicht Funktionen zuweisen soll, die sie nicht erfüllen vermag. Sicher wäre es wenig sinnvoll und praxisbezogen, wollte man in der zwei- oder mehrsprachigen Situation allen beteiligten Sprachen den gleichen Stellenwert zumessen. Dem Friauler und dem Bündnerromanen ist eines gemeinsam: beide müssen sie die Sprache des »Brot« und der stärkeren Integrationskraft erlernen, in Friaul das Italienische, hier in Bünden das Deutsche. Das Krebsübel beginnt dort, wo die Schule meint, sie müsse den Unterricht in der Muttersprache über den Leisten der notwendigerweise etwas mechanisch und pedantisch zu erlernenden fremden Hochsprache schlagen. So wird das Rätoromanische statt zu einer vertrauten befreienden geistigen Kraftquelle zu einer Zwangsjacke. Und von diesem negativen Gefühl zum Selbsthaß, zum »*autoòdi*«, wie es die französischen Katalanen nennen, und zur Projektion aller Ungelegenheiten und allen Ungenügens auf die eigene Sprache und auf die damit verbundene Kultur, ist der Weg nicht mehr weit.

#### *Schule und Schulung, zentrale Anliegen*

Außenstehende weisen immer wieder daraufhin, daß romanische Intellektuelle besser romanisch reden, als man dies im gewöhnlichen Umgang zu hören bekommt. Ueber die Qualität

dieses Romanisch ließe sich freilich streiten. Daß diese Leute aber über eine größere Ausdrucksfähigkeit verfügen, ist wohl nicht zu bestreiten. Diese Tatsache weist auf den wunden Punkt hin: ohne romanische Schule und ohne permanente Schulung in der eigenen Muttersprache ist auch eine Kleinsprache im modernen Alltag nicht zu halten. Die Frage ist die, ob eine solche Schulung auf breiter Basis überhaupt möglich ist.

Man kann immer wieder Stimmen vernehmen, die den Aufwand, den man in die schriftsprachliche Schulung der Romanen investiert, als fragwürdig taxieren. Das ist, glaube ich, doch sehr kurzsichtig. »Die Sprachkenntnis, die sich durch den mündlichen Verkehr vermitteln läßt, hat ihre Grenze. Das gilt auch für die Muttersprache«, schreibt Theodor Elwert zu Recht. Ohne die schriftsprachlichen Bemühungen seit den ersten gedruckten Texten im 16. Jahrhundert wäre das Rätoromanische Graubündens (in seinen verschiedenen Ausformungen) nicht das, was es ist: ein an sich modernes Medium der Kommunikation.

Die Idee, die man sich von einer Sprache macht, ist bekanntlich wichtig in bezug auf die Wahl und Annahme oder Ablehnung derselben. Es würde wohl niemandem einfallen, zu behaupten, die Achtung würde mit der größeren Kenntnis der Sprache und ihrer Möglichkeiten abnehmen.

Heute erst recht wäre eine ständige Anpassung ohne eine bewußte, also auch schriftsprachliche Pflege der Sprache nicht möglich.

Damit steht die Schule ganz allgemein zur Diskussion, in der man schon früh ein zentrales Anliegen gesehen hat. Seit der Eingabe der Ligia Romontscha von 1930 an das Erziehungsdepartement, betreffend die romanische Schule, ist man sich einig, daß die Schwierigkeiten auf diesem Gebiet besonders groß sind. Sie haben sich inzwischen nicht verringert. Die Ansprüche der Gesellschaft an die Adresse der Schule, die ihr übertragenen Aufgaben, sind seit einigen Jahrzehnten stets gewachsen.

Kann die romanische Schule, so wie sie jetzt strukturiert ist, diesen ihr zugewiesenen Auftrag überhaupt erfüllen? Den schwierigen Auftrag, den man vielleicht so formulieren könnte: Wie können Romanisch und Deutsch in den Schulen hinreichend nebeneinander und miteinander unterrichtet werden, ohne daß die Pflege und Vermittlung des einen oder anderen, und damit schließlich das Schulkind, darunter leidet? Das ist das Problem aller sprachlichen Minderheiten. Eines steht fest: »Unterrichten heißt das aufwerten, was man unterrichtet«. In dieser Sicht ist der Unterricht des Romanischen bis zur 3./4. Klasse der Primarschule und darauf die fast ausschließliche Hinwendung auf das Deutsche ein Widerspruch in sich. Wie läßt sich etwas aufwerten, das man anschließend mit allen Mitteln zu zerstören oder zumindest zu vergessen sucht? Das gilt ebenso für andere Stufen, für die Gewerbeschulen z. B. und für die Mittelschulen, wo es bisher nicht gelungen ist, das Rätoromanische als zählendes Maturitätsfach zu installieren.

Die romanische Schule läuft buchstäblich Gefahr, unter dem Druck der auf die Bedürfnisse der deutschen Schweiz ausgerichteten Schulstrukturen und Unterrichtspläne zerdrückt zu werden. Hier Wege zu finden, die sie und das Schulkind nicht überfordern, ist nicht leicht. Doch würde es sich lohnen, sich darüber mehr Gedanken zu machen.

Berücksichtigt man die Ausstrahlungskraft der heutigen Massenmedien, zumal des allgegenwärtigen Fernsehens, so ist nicht daran zu zweifeln, daß die Romanen einer durchgehenden Bilinguität immer näher rücken. »Bilinguität« ist zwar in der bestehenden Situation ein umstrittener Begriff. Denn die entscheidende Auseinandersetzung findet für den Durchschnittsromanen nicht so sehr auf der Ebene der Hochsprache statt, als auf derjenigen der schweizerdeutschen Mundart.

Dieser Zustand einer durchgehenden (wenn nicht gar eingeholten und überholten) Bilinguität ist etwa im Oberengadin erreicht, wo einzelne Gemeinden trotz eingetretener deutschsprachiger Mehrheit an der romanischen Grundschule festhalten. Daher ist hier der Wunsch

laut geworden, man möchte Romanisch und Deutsch von der ersten Klasse an parallel, mehr oder weniger gleichberechtigt unterrichten. Die Vorteile eines solchen Unterrichtes sind obenhin betrachtet einleuchtend. Die Schule wird annähernd zum Spiegelbild der tatsächlich vorherrschenden umgangssprachlichen Verhältnisse. Die Pflege des Romanischen wird nicht in dem Moment preisgegeben, wo der Schüler sich öffnet, gefühlsmäßig und gedanklich sich entwickelt.

Andererseits kann man nicht umhin, auf die Folgen hinzuweisen, die eine Umkrempelung des bisherigen Unterrichtssystems zeitigen könnte. Der Grad der Bilinguität ist in Romanischbünden von Gegend zu Gegend verschieden. Sodann gälte es, nicht nur die Ausbildung der Lehrer neu zu überdenken, sondern auch die Unterrichtsmittel und -methoden anzupassen. Es darf daran erinnert werden, daß ein solches Modell, d. h. ein für alle Schüler (auch für die deutschsprechenden im betreffenden Gebiet) gültiger, durchgehend zweisprachiger Unterricht, wie man ihn beispielsweise für das Elsaß fordert, nicht problemlos ist. Wir können nachlesen, wohin das führen würde: »Il aurait pour conséquence au bout de peu d'années, une renaissance spectaculaire de l'allemand dans toute la vie publique alsacienne«. Begreiflich, daß die von der »France une et indivisible« geprägten französischen Instanzen keinen Übereifer zeigen. Dürften wir aus der Sicht des bilingualen Unterrichts für das Romanische den gleichen Aufschwung erwarten? Persönlich möchte ich zumindest ein Fragezeichen dahinter setzen.

### *Fehlende Kräfte*

Das wahre Problem für die rätoromanische Sprache liegt nicht im Fehlen einer einheitlichen Schriftsprache, sondern in der offenkundigen Schwäche, sich von innen her zu erneuern und sich anzupassen, dies zu einem Zeitpunkt, wo alles diese Erneuerung fordert. Hier wirken sich alle bereits erwähnten Faktoren hemmend und negativ aus: die Abwanderung der Jungen und der geschulten Kräfte, die Überalterung der Bevölkerung, die ihre Wurzeln noch in der bäuerlichen Scholle hat, der expandierende Tourismus. Hinzu kommt eine wiederum durch die Umstände, d. h. durch die sozio-ökonomische Struktur bedingte, nur halbherzige Pflege des Rätoromanischen auf allen Schulstufen. Je schneller und je besser man deutsch lernt, desto größer ist die Aussicht, wirtschaftlich und beruflich voranzukommen. Gegenüber diesem berechtigten Wunsch nach sozialer Eingliederung hat die weitherum anerkannte Einsicht, daß eine Verwurzelung in der Muttersprache eine gute Voraussetzung für die persönliche Entfaltung darstellt, einen recht schwierigen Stand.

Es kann allerdings nicht schaden, wenn wir, wie das gerade junge Romanen heute fordern, von einer falschen »Glorifizierung« der Muttersprache wegkommen, wenn wir die sogenannte »Pathologie-Hypothese« (Cathomas), wonach der Romane seiner Persönlichkeit verlustig gehe, wenn er seine angestammte Sprache verschachere, für eine realistischere, den soziokulturellen Gegebenheiten Rechnung tragende Betrachtungsweise aufgeben.

Gegen Gefühle und Emotionen, die sich aus der Defensive heraus um den Begriff Muttersprache gebildet haben und die sich in Liedern und Gedichten an die Sprache, in patriotischen Aufwallungen äußern, ist nichts einzuwenden. Dies allein genügt jedoch nicht, um die Lage zu meistern.

Mit jeder Sprache geht eine Summe an geistigen Werten und an menschlichen Erfahrungen zugrunde, die unersetzlich sind. Das wäre beim Rätoromanischen nicht anders. Und der Sprachwechsel, auch wenn man ihn nicht dramatisieren soll, kann schmerzliche Folgen für die Betroffenen haben.

### *Planung und kritisches Selbstverständnis*

Seit der Gründung der kulturellen Gesellschaften und besonders der Ligia Romontscha

(1919) bis hinauf zum romanischen Programm der Massenmedien, ist eine Sprach- und Kulturbewegung in Gang gekommen, die unbestreitbar Leistungen vorzuweisen hat. Diese kommen so oder so der Suche nach einem bessern Selbstverständnis der Rätoromanen, einer Entfaltung ihrer selbst und eines gegenseitigen Verständnisses entgegen. Trotzdem wird der Ruf, zu Recht oder Unrecht, immer wieder erhoben, daß die Anstrengungen zu wenig in die Breite und in die Tiefe wirkten. Sie seien ein Luxus, das Hobby einer elitären Schicht.

Wer seit Jahrzehnten mit dabei ist, mag schlecht plaziert sein, um die Lage richtig zu beurteilen. »L'usage nous desrobbe le vrai visage des choses«, schreibt Montaigne. Was man aus Erfahrung feststellen kann, ist die Tatsache, daß die Koordination unter den romanischen Kulturträgern in bezug auf die Zielsetzung, ein Abstimmen des Einsatzes auf das Wesentliche und Machbare, mangelhaft ist.

Hier darf man ruhig auch den Kanton miteinschließen, der allein schon als bedeutender Subvenient jedes erdenkliche Interesse hat, über das Rätoromanische hinaus eine aktive Kulturpolitik zu betreiben, was ja auch in Umrissen in den letzten Jahren sichtbar wurde.

Ein vollständiges Inventar dessen, was heute schon möglich ist oder wäre, würde uns Romanen zeigen, daß wir vieles brachliegen lassen. Einmal, weil wir zu ängstlich sind, die Gelegenheit beim Schopf zu packen, dann aber auch, weil uns die Kräfte dazu fehlen, Kräfte, die imstande sind, die vielen stumm herumliegenden Programme in die Tat umzusetzen. Diese Kräfte in konsequenter Weise auszubilden und zu formen wäre ein Gebot der Stunde. Und wo ließe sich das besser bewerkstelligen als in Chur mit seinen beachtlichen infrastrukturellen Voraussetzungen (das Lehrerseminar mit einer romanischen Abteilung, die Kantonsschule, die Ligia Romontscha als Stätte der Koordination der gemeinsamen Anstrengungen, das Institut dal Dicziunari Rumantsch Grischun als Informations- und Beratungszentrum für Fragen der Sprachpflege und -lenkung, die Cumünanza Rumantscha Radio e Television).

Wenn man die Vorteile der »Verkammerung« für die Erhaltung von Sprache und Kultur anerkennt, so muß man gleich beifügen, daß sie auch ernste Gefahren in sich schließt. Das ist eine in Selbstgefälligkeit und Selbstgenügsamkeit ausartende Haltung, die Folklore mit einer lebendigen, sich selbst immerfort in Frage setzenden Kultur verwechselt. Stimmt es, »daß die Bewältigung der Wirklichkeit eng mit dem Problem von Sprache zusammenhängt«, dann ist heute Isolierung und Abkapselung schlechterdings nicht erlaubt, es sei denn mit dem Risiko eines bösen und jähren Erwachens. Unsere gemeinsamen Anstrengungen sollten daher darauf hinauslaufen, den Romanen in vermehrter Masse diese Hilfe (wirtschaftliche, kulturelle) zur »Bewältigung der Wirklichkeit« anzubieten.

Es ist daher gut und notwendig, daß uns mitunter der Spiegel vorgehalten wird. Diese Kritik muß gehört und ausgehalten werden, dann können daraus positive Impulse für die ganze Bewegung ausgehen. Unser überempfindliches Reagieren auf kritische Stimmen ist nicht ganz unverdächtig. Eine fiktive Gestalt beim Erzähler Cla Biert drückt es ungefähr so aus: »Die quarta lingua ist zum Hort geheiligter Mittelmäßigkeit geworden. Alles was nach romanisch riecht, ist von vornherein »gut und ehrwürdig«, und niemand darf daran rühren, ohne daß ihn der Vorwurf trifft, Kritik komme einer Gotteslästerung gleich. Unser armes Romanisch ist nicht mehr eine Sprache, ein Mittel, um die Dinge beim Namen zu nennen, unser Romanisch ist zu einem Heiligen geworden. Das Arme!«

Unseren Kulturbetrieb als völlig erstarrt abzuqualifizieren, wäre zu einfach und ungerecht. Andererseits sollten alle Beteiligten, die Romanen in den Stammländern wie auch jene in der Diaspora, einsehen, daß Neues, Leben, nur aus der Herausforderung heraus möglich wird.

#### *Ein Testfall für die Minderheitenpolitik der Schweiz*

Ein weiterer Punkt sollte uns Schweizer nicht gleichgültig lassen, das ist die Frage nach dem

Schicksal der Minderheiten in unserem Land. Staatsrat Lepori, der spätere Bundesrat, nannte es im Hinblick auf einen anzustrebenden Sprachschutz für den Tessin »preoccupazioni ideali altissime che la Confederazione non può sacrificare senza nel contempo sacrificare le stesse sue ragioni di esistenza«.

Wenn die Entfaltungsmöglichkeiten der Rätoromanen innerhalb des Kantons und der Eidgenossenschaft auch nicht als absolut ideal betrachtet werden können, so muß man doch anerkennen, daß kaum ein Land in Europa und in der westlichen und östlichen Welt seinen Minderheiten bessere Bedingungen und Voraussetzungen bietet als gerade die Schweiz. Die Eidgenossenschaft anerkennt das Romanische als vierte Landessprache und unterstützt dessen Pflege in mancher Hinsicht. Im Kanton ist das Romanische seit 1794 Amtssprache. Die kantonale und die kommunale Gesetzgebung bieten Ansätze zu einem ganzen Netz von Maßnahmen zugunsten der Sprache und Kultur. Vieles bleibt, nicht ohne unsere Mitschuld, toter Buchstabe.

Etwas anderes sind die allenfalls zu treffenden politischen Entscheide und Maßnahmen. Wird die Diskussion um die Sprachgrenzen zu Ergebnissen führen, die den Sprachschutz gewährleisten? Und können dadurch die noch entscheidenderen soziowirtschaftlichen Strukturen so beeinflußt werden, daß sie sich für das Romanische positiv auswirken? »Das Volk zu zwingen, wirtschaftlich mit dem Strom zu schwimmen und kulturell dagegen, ist Schizophrenie«, schreibt eine junge Engadinerin. Das kommt dem nahe, was uns die Jurassier sinngemäß zurufen: »Wir weigern uns, euer Schicksal zu erleiden, d. h. sang- und klanglos von der Bildfläche zu verschwinden. Was verharrt ihr untätig in der Pose tragischer Helden? Die Segnungen des »historischen Föderalismus« werden euch zugrunderichten«.

Lehrt uns aber nicht gerade die Entwicklung im Jura, daß der Traum von der ethnischen Souveränität dort in sich zusammenfällt, wo der Konsens bei der Bevölkerung fehlt. U. Weinreich hat schon 1953 in einer der ersten ernstzunehmenden soziolinguistischen Untersuchungen darauf hingewiesen, daß die Loyalität der Romanen zu ihrer Sprache bemerkenswert ist, obschon und trotzdem sie nicht in Forderungen autonomistischer und nationalistischer Art ausmündet. Es ist offensichtlich, daß solche Ansprüche in einer absoluten Form und in einer offenen Gesellschaft auch für andere Minderheiten in Europa nur schwer zu verwirklichen sein werden.

Bernard Cathomas schreibt in seiner Arbeit zum Thema der Bilinguität zu Recht: »Das Volk hat keinen Anlaß, für die Sprache 'auf die Straße' zu gehen. Die rätoromanische Minderheit stellt heute ein geringes Konfliktpotential dar ... Auch für die Romanen stehen heute andere Probleme wie Planung, Ausbildung, Fragen der Altersversorgung, soziale Situation im Vordergrund«.

Vielleicht haben die vorliegenden Ausführungen das Janusgesicht Romanischbündens zu sehr herausgestellt. Doch sollten wir uns nicht beirren lassen. Trotz aller Gefahren, die uns bedrohen, besteht einige Hoffnung. Das Selbstbewußtsein der Romanen, nicht nur einer kleinen Gruppe, ist in den letzten Dezennien gewachsen. Ebenso der durch die Massenmedien geweckte und geförderte Wunsch nach einem stärkeren Schulterschuß unter den Vertretern der verschiedenen Idiome.

Noch wichtiger, so scheint mir, ist die Tatsache, daß viele gemeinsame Anstrengungen von seiten der Schule, der Wissenschaft, der Politik, der Presse usw. zu einem besseren gegenseitigen Verständnis unter den Bündnern geführt haben. Zur Erkenntnis nämlich, daß die einzigartigen kulturellen Werte Graubündens ein unteilbares Erbe darstellen, das auch unsere und künftige Generationen verpflichtet. Die Geschichte des Paß- und Berglandes Graubünden hat, oft in schmerzvollen Windungen, die Leute so geformt, daß nationalistische Anwandlungen kaum zu befürchten sind. Es sollte daher möglich sein, daß man hüben und drüben vorurteilslos das sieht, was die drei Bündner Kulturen einigt und worin sie sich unterscheiden, um

dadurch offen zu bleiben. Die Sprache, so wird gesagt, sei nie ein fertig Ding, sondern freie Energie, gleichsam geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Wer möchte bezweifeln, daß sie das aller Unbill zum Trotz heute noch in Romanischbünden ist. Soll es weiterhin so bleiben, so gilt es, angewandt auf die Bündner Verhältnisse, die Worte eines mit einer ähnlichen Problematik konfrontierten Südtirolers zu beherzigen. »Wir haben keinen Grund auf unser Bünden (mit seinen drei Sprachen und Kulturen) stolz zu sein, wenn wir es als Museumsstück verstauben lassen oder uns darin räsonierend verschanzen«.

G. Zannier

## EL FRIULANO

\* \* \*

Montevideo, 1972